

Sendung der Frau

Es gehört zu den Erscheinungen, die man durch dauernde Gewöhnung für selbstverständlich hinnimmt, daß in den Kniebänken unserer Gotteshäuser, am Kommuniongitter, bei kirchlichen Prozessionen, Wallfahrten und Volksandachten, auch unter der Kanzel des Predigers das weibliche Geschlecht ganz bedeutend in der Überzahl ist, in einer Überzahl, die aus der numerischen Minderheit der Männer insgesamt oder aus ihrer stärkeren Inanspruchnahme durch Berufe nicht zu erklären ist.

Das Verhältnis stellt sich gewiß nicht zu allen Zeiten und an allen Orten so ungünstig dar, wie eben jetzt und bei uns in Österreich. Man braucht nicht bis zum Urchristentum, sondern nur bis vor die Aufklärung des 18. Jahrhunderts zurückzugehen, um eine Verschiebung zum Besseren zu finden, und eine orthodoxe Griechin aus Athen drückte mir erst ganz kürzlich ihr Befremden aus über die geringe Teilnahme unserer Männer am Gottesdienste und versicherte, in ihrer Heimat sei das Bild ein völlig anderes.

Bei uns aber geht das Mißverhältnis tatsächlich so weit, daß Prediger, die zu Männern sprechen wollen, die Bänke unter ihrer Kanzel für Frauen sperren lassen, die abwehrend, welche ohnedies immer an ihren Lippen hängen, um den seltenen Gästen Platz zu sichern, den umworbenen, den Männern.

Doch auch an einem fernen Orte und zu einer fernen Zeit, nämlich in Palästina zu Jesu Lebenszeit, finden sich einzelne Anzeichen, die auf verwandte Verhältnisse schließen lassen: Die Männer, die der Heiland in seiner ständigen Gefolgschaft haben wollte, berief er alle mit Namen, mit Worten: „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen“ (Matth. 4, 19). Die Apostel, auch die 72 Jünger, band der Heiland gewissermaßen durch ein bestimmtes Amt an sich. Keine einzige Frau hingegen hat Jesus mit Namen und Worten berufen, keine einzige mit einem bestimmten Amte betraut, und dennoch folgten sie ihm, folgten ihm weiter, als die Männer ihm gefolgt waren. Als er am Kreuze litt und starb, schauten ihm von ferne, wie bei Matth. 27, 55 steht, viele Frauen zu. Sie hatten Jesus von Galiläa her begleitet und für ihn gesorgt. Einige von ihnen blieben nicht nur in der Ferne stehen, sondern kamen, wie wir bei Johannes lesen, bis dicht an den blutigen Stamm des Kreuzes: Maria, Jesu Mutter, die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleophas und Maria Magdalena, von den Jüngern nur Johannes, der Jungfräuliche, den die Kunst fast fraulich darzustellen pflegt.

Mit der Anführung dieser Tatsachen will ich in keiner Weise wertend über uns Frauen aussagen, ein Urteil vortwegnehmen, als seien wir „besser“ oder „frömmere“ als die Männer. Nichts liegt mir ferner, denn es wäre ein oberflächliches und unfruchtbares Urteil. Ich nehme diese Tatsachen vielmehr bloß als gültige äußere Symptome und will nun versuchen, den Wurzeln und Grundlagen dieser Symptome nachzugehen und klarzulegen, auf welcher natürlichen Veranlagung der Frau dieses Verhalten im Übernatürlichen aufbaut, hinzuweisen auf den Vorteil, aber auch auf die Gefahr, die der Frau aus dieser besondern natürlichen Veranlagung erwächst, dann von

diesem Blickpunkte aus die Stellung der Frau innerhalb der Menschheit zu beleuchten, und schließlich daraus ihre Sendung zu entwickeln, die nicht nur unbewußt, in unklaren, schwankenden Symptomen zu Tage treten darf, sondern in bewußter Entfaltung der gottgegebenen Natur und in unbedingter Hingabe an die göttliche Gnade erfüllt werden muß.

Auch die Frauen hätten Jesus nicht von Galiläa nach Jerusalem und bis unters Kreuz folgen können, wenn er sie nicht gerufen hätte. Keiner kann ihm folgen, den er nicht ruft. Aber es bedurfte bei den Frauen nicht des gesprochenen Wortes, nicht der ausdrücklichen Anrede. Es war ihnen gegeben, einen bloß innerlichen Ruf aufzufangen, zu verstehen, zu befolgen. Jedes reine Gefühl, ob männliches oder weibliches, mußte sich dem vorübergehenden Heilande zuwenden wie die Blumen der Sonne. Wo aber das Postulat des Verstandes stärker ist, kann der ganze Mensch nicht ohne weiteres einer Hinwendung des Gefühles nachfolgen. Bei den Frauen ist das Postulat des Gefühles ausschlaggebend:

Erscheint der Frauen Intellekt
auch ziemlich hell und aufgeweckt,
du kannst doch sicher sein: im Nu
deckt ein Gefühl das Lichtlein zu,
und wie der Sturm das Herbstlaub über Land,
so treibt ihr starkes Fühlen den Verstand.

Der natürliche Verstand konnte beim ersten Gegenübertreten in Jesus durchaus nur den Zimmermannssohn aus Nazareth erkennen, während das Gefühl unvermittelt von der magnetischen Anziehung des Göttlichen ergriffen wurde.

Den Aposteln, deren Erben unsere Bischöfe und Priester sind, machte der Heiland anlässlich der Berufung klar, wozu sie mitgehen sollten: um Menschenfischer zu werden, um seine Lämmer zu hüten, um seine Ernte zu bestellen. Er gab ihnen bei der Aussendung genaue Anweisungen, wie sie sich verhalten sollten, und was ihres Amtes sei; denn als Kenner der Seele wußte er, daß sie sich fragen würden: Was wird von mir erwartet? Was habe ich zu leisten? Wie weit reicht meine Vollmacht? Eine Schwierigkeit lag ja später darin, daß sie zu sehr fragten: Wozu nehme ich dies auf mich, um welchen Lohnes willen?

Die Frauen, deren Erbinnen wir sind, betief er nicht ausdrücklich. Er gab ihnen keine Anweisungen, betraute sie mit keinem Amte, denn er wußte, daß die Frage nach dem Was und Warum und Wofür sie kaum beunruhigt, wenn sie nur lieben dürfen. Ihr Amt ist ihnen gar nicht zweifelhaft: für ihn sorgen, ihm dienen, unter seinem Kreuze stehen.

In diesem Berufenwerden der Männer und in der stummen Gefolgschaft der Frauen finden wir manches erklärt und vorgebildet. — Stets von neuem kann uns das „Orate fratres — Betet, Brüder!“ des Priesters im Mesopfer daran gemahnen, denn es klingt fast, als wäre den Brüdern diese Ermunterung nötig, und als würden die Herzen der Schwestern schon durch die heilige Handlung an sich, durch die Gegenwart der Geheimnisse zum Gebete bewegt, so daß sie nicht erst dazu aufgefordert werden müssen.

Das würde auf eine größere Leichtigkeit des sich Ergreifenslassens von der göttlichen Gnade hinweisen, die ihnen daraus erwächst, daß der Verstand sich

nicht mit seinen fordernden Fragen dazwischendrängt. Das vom Glauben verlangte *sacrificium intellectus*, das Opfer des natürlichen Verstandes, fällt uns gewöhnlich unendlich leichter als dem Manne, nicht weil unser Verstand minderwertig wäre, sondern weil unsere Gabe, unmittelbar zu fühlen und zu erfühlen, so stark ist. Damit ist uns neben der Gefahr der Täuschung doch auch etwas ganz Positives gegeben, dessen wir uns mit Recht freuen können. Je getreuer wir unserer wahren Frauennatur bleiben, desto inniger ist unser Teilhaben an jenem Unfaßbaren, das dem reflektierenden Verstande unerschöpflich bleibt, das über alles Sprechen und Denken hinausgeht, unser Beseitigtwerden durch das unmittelbare „Gottes gewiß sein“, unser Gottergriffen-sein und Gottergreifen.

Damit aber finden wir uns auf dem schmalen Grate der Mystik, der wohl nach oben führt, aber links und rechts von furchtbaren Abgründen umlauert ist, so daß zu seinem glücklichen Überschreiten eine innere Gleichgewichtsgabe nötig ist, die dem Manne eher gegeben ist als der Frau. Deshalb finden wir bei den Frauen um soviel mehr Ansatz zur Mystik und um soviel weniger wahre Vollendung in ihr als bei den Männern. Ein Gleichgewichtsmangel, ein Hang zur Maßlosigkeit ist daran schuld, und damit streifen wir an die große Gefahr, die aus unserer besondern Naturanlage erwächst.

Um diese, worauf mir sehr viel ankommt, ganz klar zu machen, muß ich zuerst auf ein Grundgesetz geistigen, und namentlich religiösen Lebens zu sprechen kommen. Es ist dies die Forderung nach dem Gleichgewicht der polaren Spannung zwischen Geheimnis und Gesetz, zwischen Gott, der uns mit seiner Seligkeit umgreift, und Gott, dem thronenden Richter über Gut und Böse, zwischen unserer Wesensverwandtschaft mit Gott als Vater und unserer Wesensverschiedenheit von Gott als Schöpfer und Gesetzgeber. Um es in zwei ausgeprägte Begriffe zusammenzufassen: das Gleichgewicht in der Spannung zwischen Mystik und Ethik.

Es handelt sich hier um zwei gleichwertige Seiten einer und derselben Sache, so zwar, daß die demütige Gehorsamsunterwerfung unter Gott als Gesetzgeber und Richter nicht etwa die Vorstufe darstellt für das befreite Aufjubeln des Kindes in der Umarmung des Vaters, sondern daß die demütige Gehorsamsunterwerfung im befreiten Aufjubeln bestehen bleibt und eigentlich erst vollendet wird.

Die Geistesgeschichte der Menschheit zeigt, daß dieses Gleichgewicht in der Spannung der polaren Elemente unendlich schwer zu erhalten ist. Die letzte Dhnmacht der sonst so tiefen, gottnahen indischen Weisheit liegt darin, daß in ihr der Gesegestheil nur Vor- und Durchgangsstufe bedeutet für den Erkenntnistheil, daß die Ausübung des Veda, d. h. die Befolgung des Sittengesetzes, nur vorbereitet auf das mystische Ergreifen des Brahman¹.

Der Neuplatonismus hätte mit seinem großen und frommen Gedanken, alle Wesen gehen von Gott aus und alle Wesen streben Gott wieder zu, die Mythen des Altertums verklären und eine wunderbare Höhe erreichen können, wenn er nicht mit ausschließlicher Entfaltung des mystischen Elementes das gesegnete vernachlässigt hätte, so daß er weder den rechten Ausgang der

¹ Otto Willmann, Geschichte des Idealismus I (Braunschweig 1894) 146.

Wesen aus Gott lehren konnte, weil ihm der Begriff der Schöpfung fehlte, noch den rechten Weg des Zurückstrebens, weil ihm der Begriff des Gesetzes fehlte¹.

Überall aber, wo es der Geisteskraft gelungen ist, das Gleichgewicht nur annähernd zu erreichen, kam es zu den ganz großen, weitwirkenden, fruchtbringenden Aufstiegen menschlichen Denkens. Die grundlegende Bedeutung griechischer, namentlich platonisch-aristotelischer Weisheit liegt darin, daß neben dem spekulativ-mystischen auch der gesetzhafte Teil der Religion sein Gewicht behielt, d. h. daß der Gelöstheit des Dionysischen, wie sie es nannten, die gesetzhafte Ordnung und Maßbestimmtheit des Apollinischen als notwendig gleichwertig bis ins Letzte gegenüberstand. Was Augustinus unter den Kirchenvätern und den Denkern überhaupt eine so hervorragende Stelle anweist, ist die Gemütstiefe und Geistesgewalt, mit der er das mystisch-spekulative Element, das er im Neuplatonismus vorfand, wieder mit dem gesetzhaft-historischen zu jener Einheit verband, aus der sie stammen². Zu klarster Ausprägung und reinsten Harmonie kamen die beiden Kräfte in der Scholastik, die aus dem blühenden Leben der Kirche Christi jene Wahrung des Gleichgewichtes lernen und wieder lehren konnte. Aus dem Leben der Kirche Christi: nie und nirgends in aller Geistesgeschichte waren Spannung und Gleichgewicht kühner und vollkommener als in ihr, der geheimnisumschleierten Braut Gottes, der strengen Verwalterin seiner Gerechtigkeit.

Sehen wir einmal zu, auf welcher wunderbaren Weise die Vorsehung hier der menschlichen Schwachheit vorgebaut hat, um sie auf dem einzig rechten schmalen Wege zu sichern. Wenn nämlich schon der innere Gang zum Geheimnis, die einzelne Erfahrung intuitiven Gottahnens und Gottschauens, immer wieder den Irrtum hervorrief, ein so begnadetes Geschöpf könne durch kein von wem immer gegebenes Gesetz mehr gebunden sein, es könne jeder äußern Norm entbehren, da es die innere in sich trage, es sei der gesetz-erfüllenden Werke überhoben, da es zur Gnosis, zur Erleuchtung, gelangt sei: wenn die Gefahr dieses Irrtums seit je Opfer forderte, wie verheerend konnte sie werden, als sich in Christus das Urgeheimnis Gottes, dem alle Geheimnissehnsucht, aller Mystendienst seit jeher unbewußt gegolten hatte, den Menschen überlieferte, sich ihnen preisgab, um nicht den einzelnen hie und da, sondern die Menschheit zu unerhörter Verschmelzung mit der Gottheit emporzuheben! Welche Gefahr des Ausbruchs einer Hybris, eines tödlichen Taumels, wenn das Gesetz nicht zugleich straff die Zügel hielt! Man sieht es an dem wilden Aufzüngeln der Häresien rings um das heilige Feuer der Rechtgläubigkeit, die immer wieder, wie etwa die Gnosis Markions, die Trennung von Gesetz und Frohbotschaft und vor allem die Verwerfung des Alten Testaments anstrebten. Auch unsere Zeit kämpft ja mit allen Waffen gegen das Alte Testament, weil sie für diesen Hort der Gesetzhaftigkeit kein Verständnis hat und seine Härte nicht zu ertragen vermeint. Aus der Perspektive dieser Gefahr aber müßte uns das Verständnis für die allerdings fast unerträglich scheinende Gesetzesstrenge Jahwes aufgehen, in deren starren Grenzen der innerste Drang nach Lösung und Erlösung bitter schmachtete.

¹ Ebd. 681.² Ebd. II 235.

In wilden, heimlichen Ranken nur konnten Kabbala und philonische Mystik die Engen des Gesetzes überwuchern. Es mußte aber der Sinn für Gesetzhaftigkeit dort tief eingewurzelt und großgezogen werden, wo das alles, selbst die Pforten der Hölle, aufsprengende Geheimnis der Erlösung in Erscheinung treten sollte. Der Glaube an den Gesetzgeber und Richter mußte zu äußerster Tragfähigkeit ausgebaut sein, um das erschütternde Erleben des menschengewordenen, erbarmenden Erlösers ertragen zu können.

Doch nicht genug an der Gesetzeskraft des Alten Testaments: Die Vorsehung führte das junge, gott-trunkene Christentum nach Rom, in die Hauptstadt jenes Reiches, das durch seinen Gesetzsinn, seine Begabung für Zucht und Recht groß geworden war. So ergoß sich die neue Religion als ein Strom des Geheimnisses zwischen zwei starken Uferdämmen, dem jüdischen und römischen Gesetzsinn, um von Anbeginn nichts störend zu überfluten, sondern alles segnend zu befruchten.

Aus der nun geklärten Bedeutung von „Geheimnis“ und „Gesetz“ ergibt sich deutlich die Gefahr, die uns Frauen aus unserer Naturanlage erwächst.

Ist dem Manne das unbedingte Bereitsein für das Ergriffenwerden von Gott durch die hemmenden Verstandesfragen nach dem Was und Wofür und Warum bedeutend erschwert, so ist doch gerade durch diese Forderung des Verstandes die Grundlage für das notwendige Gleichgewicht in der Spannung von Geheimnis und Gesetz innerhalb der männlichen Persönlichkeit gegeben. Der Mann hat die Uferdämme, Sinn für sachliche Ordnung und maßvolle Begrenzung, naturgegeben in sich. Die Rechenenschaft ist ihm das erste, die Hingabe das zweite. Wenn ihn also überhaupt etwas zur unbedingten Hingabe, zum völligen Sich-verlieren in einem andern vermag, so wird es kaum je etwas anderes sein als entfaltete Frömmigkeit, und er wird sich nur an das Höchste hingeben, an Gott.

Die Frau aber, die nicht nach dem Was und Wofür und Warum fragt, wenn sie nur lieben darf, der die Hingabe das erste ist und die Rechenenschaft im Taumel ihres Fühlens nebensächlich erscheint, die gerade dadurch gegen den geheimnisvollen Gott der schweigenden Himmel aufgeschlossen ist und nicht so sehr eingedenk des Gesetzgebers und Richters, entbehrt bei der Unbedingtheit ihrer Lebensfülle der starken, leitenden Uferdämme und ist so ständig in Gefahr, sich zu verwirren, zu verlieren.

Was ihrer Natur zum Schutze gegeben ist, das sind die so unendlich wertvollen Hemmungen des Schamgefühls. Das Schamgefühl an sich aber ist nichts Absolutes, es hat keinen festen Inhalt, sondern sucht erst sich auf etwas zu beziehen. Es ist also die Willensbereitschaft, alles zu vermeiden, was gegen die geltenden Sitten verstößt und daher Schande bringen könnte. Erst in seiner Anwendung auf das Sittengesetz wird es zur Schamhaftigkeit, die so stark sein kann, daß sie lieber den Tod wählt, als einer Verletzung der Sitte freiwillig zustimmt. Das Schamgefühl setzt das Bestehen des Sittengesetzes voraus, es erwartet, daß ihm ein objektiver Inhalt gegeben werde.

So wie die Sehkraft des Auges ohne Licht verkümmert, so verkümmert die Hemmkraft des Schamgefühls ohne geltende Sittengesetze. Das Gewissen hat die Grundsatzungen des göttlichen Rechts zum Gegenstand. Das Schamgefühl verlangt nach einer Verstärkung dieser Grundsatzungen durch äußere

Regeln der Wohlansständigkeit, durch Festsetzung dessen, was sich „schickt“ oder „nicht schickt“, und ist gerade deshalb für das weibliche Geschlecht so ungemein wichtig, weil es zum Teil das unzureichende Maßgefühl ersetzen muß.

Auch die nach den jeweiligen Lebensumständen wechselnden Vorschriften äußerer Lebensformen haben eine solche Verstärkung zum Ziele und dürfen daher von den Frauen keinesfalls gering geachtet oder übersehen werden. Der menschlichen Gesellschaft steht es durchaus zu, solche äußere Zeichen der innern Haltung aufzustellen. Zur Zeit von Dantes „Beatrice“ war es für eine Frau unanständig, beim Gehen mehr als die äußerste Fußspitze sehen zu lassen oder die Ellenbogen nicht eng an den Leib gedrückt zu tragen. Setzte eine Frau sich darüber hinweg, so war sie wirklich schamlos, weil sie in einer Gebärdensprache ihre Auflehnung gegen gute Sitte zum Ausdruck brachte. Wenn diese Vorschriften der geänderten Lebensart wegen heute nicht mehr gelten können, so dürfen wir sie doch in ihrer Zeit nicht lächerlich finden; wir sollen uns vielmehr besonders bemühen, gerade in Anbetracht der großen Freiheit, die uns gewahrt ist, in Haltung und Kleidung auf die feine Scheidelinie zu achten, deren Überschreitung Auflehnung gegen die gottgewollte Sittenordnung bedeutet.

Wie das Schamgefühl zur Schamhaftigkeit, so entwickelt sich das Maßgefühl zur Maßgebundenheit.

Die stärkere Maßgebundenheit des Mannes will uns bei ihm manchmal als Enge erscheinen, als Unfähigkeit, so lieben zu können wie wir, doch sie ist ihm ein ungemein wertvoller Halt. Denselben Halt gewährt uns die Schamhaftigkeit; aber während die Maßgebundenheit schon das Gesetz in sich begreift, erwartet die Schamhaftigkeit ihre Formung von außen. In uns Frauen überwiegt die Bereitschaft des unbedingten Gefühls, die nur Gott gelten dürfte, aber durch die Erbsündigkeit unserer Natur immer in Gefahr ist, dämonisch nach der Seite des Geschöpflichen hin auszubrechen, es unheilvoll zu überfluten und zu zerstören. Denn Unbedingtheit, die nicht auf Gott bezogen ist, kommt uns nicht zu, da wir ja bis ins Letzte hinein durch des Schöpfers Ordnung und Gesetz bedingt sind.

Unser Reichtum also, die Fülle unserer Lebendigkeit, die Dynamik unseres Fühlens wäre unser Verhängnis, wenn nicht die Uferdämme, die in uns selbst nicht zureichend gegeben sind, außer uns errichtet wären. Sie sind tatsächlich errichtet. Wir können diesen für uns notwendigen Schutz, diese von unserer zartesten Veranlagung, dem Schamgefühl, selbst geforderte Ergänzung, in der Art unserer Einordnung in die menschliche Gesellschaft feststellen. Gott läßt die Frau, vor allem die mütterliche Frau, innig an den Geheimnissen des von ihm geschaffenen Lebens, den Mann, vor allem den väterlichen Mann, stark an seinem Willen zur Gerechtigkeit teilnehmen. Insofern empfängt die Frau das Maß der von Gott gewollten Ordnung mittelbar durch den Mann und der Mann empfängt die Fülle des von Gott gewirkten Lebens mittelbar durch die Frau. Die Frau wird nur dann zur vollen Harmonie geistigen Wesens gelangen, wenn sie den Reichtum ihres Fühlens in die Ordnung einströmen läßt, die der Mann verwaltet; wenn sie sich nach der Form, nach dem Maße bildet, das der Mann von Gott empfangen hat, wenn sie den Mann ihrem Herzen Haupt sein läßt.

So erhalten auch die vielumstrittenen Sätze des Apostel Paulus im ersten Korintherbriefe nichts Befremdendes, nichts Beschämendes, nichts Entwürdigendes, nichts Zeitbedingtes, sondern etwas allgemein Gültiges, Notwendiges. „Das Haupt eines jeden Mannes ist Christus, das Haupt des Weibes ist der Mann“ (1 Kor. 11, 3). „Der Mann ist ein Abbild und Abglanz Gottes, das Weib ist der Abglanz des Mannes“ (ebd. 7), d. h. nach dem Maße geformt, in die Ordnung hineingebildet, die der Mann von Gott empfangen hat. Dieser gottgewollten Formung und Bildung können wir nicht anders teilhaft werden, als in der Anerkennung des Mannes als Haupt.

Und wenn diese Paulusworte unsere Eitelkeit und Machtbegier, oder wir können auch sagen unsern Freiheitsdrang, befremden und zurückstoßen, so wollen wir uns erinnern, wie unsere Mutter und Lehrmeisterin Maria sich verhalten hat. Wir lesen bei Matth. 2, 13 14: „Nach ihrer Abreise erschien ein Engel des Herrn dem Joseph im Traum und sprach: ‚Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Ägypten. Dort bleibe, bis ich dir Weisung gebe. Denn Herodes fahndet nach dem Kinde, um es zu ermorden.‘ Er stand auf, nahm noch in der Nacht das Kind und seine Mutter und zog fort nach Ägypten.“ Unserem Andachtsblicke scheint die Gestalt Josephs, so heilig und verehrungswürdig sie ist, fast allen Glanz von dem wunderbaren Verklärungslichte zu erhalten, das die Königin aller Engel und Heiligen ausstrahlt. Und dennoch: nicht dieser Frau, die schon mit der Vollwürde der Gottesmutter-schaft bekleidet war, ging die Weisung zu, nicht ihr gab der Engel Rechenschaft („denn Herodes fahndet nach dem Kinde“), sondern dem Manne. Ihm kommt die Würde des Hauptes zu, und Maria erkennt sie ohne die leiseste Einschränkung an.

Wir möchten vielleicht einwenden: Unter Joseph konnte man sich leicht beugen, Joseph war ein Gerechter, einer, der den Zusammenhang mit der göttlichen Ordnung nicht verloren hatte, wirklich reiner Abglanz Gottes; wie aber können wir einem Haupte gehorchen, das von den heiligen Mäßen ewiger Ordnung nichts mehr weiß, das sie verlästert, höhnt und schändet? Wie kann uns eine Mannheit Haupt sein, die selbst gegen Maß und Ordnung Sturm läuft, wie etwa im Bolschewismus, und furchtbares Zersetzungs-gift über die Dinge der zartesten Scham ergießt, wie es manche sogenannte Sexual-reformer tun? Müssen wir, wenn das Haupt so erschreckend versagt, uns nicht aufbäumen, müssen wir nicht den Gehorsam hinwerfen, die Führung übernehmen, selbst eine Ordnung ausrufen, um noch zu retten, was zu retten ist? Das ist die große Frage. Aber ich antworte: Nein! Das müssen wir nicht und dürfen wir nicht! Denn all dies Furchtbare geschieht ja zum Teil gerade deshalb, weil wir uns schon zu viel aufgebäumt haben, weil wir den Gehorsam weggeworfen haben, weil wir uns auf die Straße begeben, unsere Schleier zerrissen, unser Schweigen gebrochen und den heimlichen, heiligen Funken, den wir hätten hüten sollen, dem Sturme preisgegeben haben.

Josephs Befehlen hat Mariens heiligen Gehorsam zur Voraussetzung. Wird nicht oft die Gerechtigkeit des Mannes deshalb in Ungerechtigkeit entarten, weil die Heiligkeit der Frau fehlt, in der seine Gerechtigkeit wurzeln will? Im ersten Korintherbrief steht ja auch (11, 11): „Sonst ist jedoch im Herrn das Weib weder unabhängig vom Manne, noch der Mann unabhängig

vom Weibe.“ Es bedeutet also die Unterordnung der Frau durchaus nicht die freie Selbstherrlichkeit des Mannes. Das Haupt bedarf des Herzens. Wenn der Mann versagt, wird oft in der Frau die Schuld zu suchen sein. Das Haupt kann nicht mehr in rechtem Sinne Haupt sein, wenn das Herz nicht mehr in rechtem Sinne Herz ist. Fahren wir fort, unserer Natur und Bestimmung Gewalt anzutun, uns zu vermännlichen, indem wir uns zur Führung aufwerfen, den Gehorsam zu kündigen, jegliches Verhüllte abzuschütteln, so verhalten wir uns ähnlich den Wurzeln eines Baumes, die, das Welken der Krone bemerkend, sich selbst erschreckt aus dem Dunkel reißen und ans Licht recken, die Krone zu ersetzen, statt wahre Heilung in dem tieferen Versenken in jenes fruchtbare Erdreich zu suchen, aus dem alles Leben stammt.

Unser fruchtbares Erdreich ist das Geheimnis Gottes, zu dem schon unsere Natur hindrängt, damit die Übernatur sich kraft der Gnade ganz hineinverzweigen möge. Je inniger wir mit diesem heimlichen Dunkel verwachsen, — das geht nur langsam, wie auch die Wurzeln eines Baumes nur langsam in die Erde vordringen — desto mehr Kraft werden wir für unser Sein gewinnen. Denn darauf kommt es für uns an: auf das stille, klare, gottverwurzelte Sein. Nicht auf das Handeln, nicht auf das Rufen, nicht auf das Fahnen-schwingen. Auf das Sein. Das ergibt sich schon aus jenem eigentlichsten Beruf, der uns zu Gefährtinnen Mariens macht: aus dem Mutterberuf. Er ist darauf angelegt, uns zu Gefäßen des Seins zu gestalten, damit wir Sein in solcher Fülle in uns sammeln, daß es überströme, sich andern Wesen mitzuteilen leiblich und geistig. Wir sollen übrigens immerdar, in welchem Stande und Beruf es sein mag, Mütter sein, d. h. von jenem geistigen „Sein“ überfließen, das wir durch Gebet und Eucharistie aus den Tiefen der Gottheit schöpfen. Dann wird die Gerechtigkeit des Hauptes wieder in uns wurzeln können, wie die Gerechtigkeit Josephs im heiligen Muttersein Mariens. Dann wird auch das „Handeln“ des Hauptes uns eine Leitung und jenen Schutz gewähren, deren wir im Grunde so sehr bedürfen.

Wenn ich zu Beginn von dem Überwiegen der Frauen in den Kirchenbänken und am Kommuniongitter sprach, so muß ich jetzt die scheinbar in sich widerspruchsvolle Behauptung aufstellen, daß die Frauen auch deshalb überwiegen, weil ihrer zu wenige sich mit dem eucharistischen Heilande verbinden: die Mutter ist es, die am besten beten lehrt, und wenn wir diese mütterliche Aufgabe treuer erfüllten, knieten auch mehr Männer vor Gott.

Freilich, was sind die wirklich gottverbundenen Frauen für ein kleines Häuflein gegen das Heer der gleichgültigen oder sogar gottleugnenden Frauen! Es liegt nicht in unserer Macht, alle Frauen für ihre wahre Sendung zu gewinnen. Aber es liegt in unserer Macht, der Gnade folgend in uns selbst die wahre Frömmigkeit zu entwickeln. Auf jede einzelne kommt es dabei an, denn jede einzelne kann ein kleines Blinkfeuer sein, an dem sich unsere verirrtten Seefahrer wieder zurechtfinden. Vielen von uns braucht man nur zum Bewußtsein zu bringen: es ist keine Schande, durch und durch Frau zu sein. Viele von uns quälen sich ja damit, die Vermännlichung zu erzwingen, laut zu werden und frivol, unmütterlich und unbändig, weil sie fürchten zurückzubleiben, lächerlich zu werden, leer auszugehen, unter die Räder zu kommen, wenn sie „nur weiblich“ sind. Die Abhängigkeit von solcher Furcht ist viel schmälicher

als die Abhängigkeit von weiblicher Zucht und Sitte. Solchen aber ist manchmal leicht zu helfen, wenn man ihnen den Mut beibringt, ganz ruhig und selbstverständlich wieder Frau zu sein. Im tiefsten atmen sie auf, wenn sie es wieder sein dürfen. Und den ganz Jungen kann man sagen, daß heute vielleicht ein kleines Stückchen Heldentum darin liegt, so ganz schlechthin Frau zu sein.

Als Frauen erreichen wir die stärkste Einwirkung auf die Vertiefung und Erneuerung des religiösen Lebens durch Einwirkung auf das Leben überhaupt. Denn gerade das gehört zur Sendung der Frau, daß sie bei ihrem natürlichen Gange, sich ganz zu geben und das Ganze zu erfassen, nicht das Leben auseinanderbrechen lasse in einen religiösen und einen profanen Teil. Grundbedingung für die Erfüllung unserer Sendung ist das immer tiefere Hineinleben in die kirchliche Liturgie und die immer innigere Verbundenheit mit dem eucharistischen Heilande durch die heilige Kommunion.

Jede aber, die sich an diese reichste Gnadenquelle herangebetet hat, muß sich darüber klar sein, daß sie dadurch nicht an ein Ziel, sondern erst an einen Anfang gekommen ist. Sie muß sich jeden Tag von neuem darüber klar werden, damit sie nicht in Gefahr gerät, sich durch die Gottvereinigung am Morgen für den ganzen Tag auf Heiligkeit versichert zu glauben. Mit dem Sakramentenempfang entledigt man sich nicht einer Verpflichtung, sondern man nimmt im Gegenteil eine Verpflichtung auf sich: die Verpflichtung, das Herz, das an den Stufen des Altares schmelzen wollte, nicht im ersten Anhauch der kalten Luft von draußen wieder erstarren zu lassen. Sich erheben in der Umarmung der Gnade, ist das Leichte: erhoben bleiben inmitten der Härten und Armseligkeiten des Alltags, ist das Schwere; und so darf in unserem hellsten Jubel vor Gott nie der demütige Unterton von Angst fehlen, aufzitternd aus dem Bewußtsein unserer Unzulänglichkeit. Es geht also um das Entbrennen an Gott und um das Hüten des Glämmchens im Leben, damit es durchaus religiöses Leben werde.

Edith Stein hat auf der Tagung des Verbandes katholischer Akademiker in Salzburg über das Berufsethos der Frau gesprochen und ausgeführt, daß auf die weibliche Einstellung besonders die Berufe hingeordnet seien, die — ich möchte sagen: als Spielarten des Mutterberufes — mit dem lebendigen Menschen es zu tun haben: Erziehung und Pflege. Ferner haben von allen andern Berufen, intellektuellen oder manuellen, die den Vorzug, in denen eine dienende Aufgabe entsagungsvoll zu leisten ist. Denn hier ist der Weg der Sendung im freudigen Dienen, freudigen Entsagen klar gegeben. Darüber hinaus aber sind auch die männlichen Berufe, etwa Bureau- und Fabrikarbeit, einer Formung durch das weibliche Ethos zugänglich, so daß es manchmal sogar gut ist, wenn sie von Frauen ausgeführt werden. Denn durch die Entfaltung weiblicher Tugenden innerhalb des erstarrenden Mechanismus, durch die Beziehung der Frau zum Nächsten, den sie niemals nur als ein Rädchen an der Maschine faßt, sondern als ein Lebendiges erfüllt, werden auch diese Berufe vermenslicht und aufgehellt, so daß durch den Einfluß der Frau vieles geweckt und gefördert wird, was sonst verkümmern müßte.

Es handelt sich also in unserer Zeit nicht darum, daß die Frau in den innersten Gemächern verborgen bleibt; sie mag ruhig den Erfordernissen entsprechend hinaustreten, aber nicht so, daß das Chaos der Straße sich ihrer bemächtigt

und die letzte Hülle von ihr reißt, sondern daß sie ihre Hülle heilighält und mit dem leisen Lichte des Geheimnisses eine Wirkung ausstrahlt, die durch das Chaos nicht verschlungen werden kann.

Jede Frau müßte mit aller Kraft darauf hinarbeiten, durch ihre gottverbundene Gelassenheit, Unbeirrbarkeit und freundliche Hilfsbereitschaft der ruhende Pol in ihrer nächsten Umgebung zu sein. Das ist in jedem, auch im beweglichsten Berufe, etwa einer Sportlehrerin, möglich, denn es beruht auf einer innern Qualität, die aus Gottverbundenheit, allerdings nur aus der Gottverbundenheit entsteht. Nichts ist furchtbarer, als wenn eine Frau durch ihre Unruhe und Lebensgier die Rastlosigkeit umher noch mehr aufpeitscht bis zur Raserei. Still soll sie ihre Pflicht tun, und sich vom Leben finden lassen. Das Leben wird sie finden, denn es sucht ja verlangend nach einem Erdreich, in dem es wurzeln kann. In einem Wirbelwind kann nichts wurzeln. Ruhe, Selbstbesinnung, Gelassenheit sind über die Maßen nötig.

Aber die Ruhe allein macht es noch nicht; es gibt auch ruhende Steine; in denen kann ebenfalls nichts wurzeln, aus denen kann ebenfalls nichts leben. Was ein dunkles, schweres Seelenerdreich macht, das ist die Demut. Demut (humilitas) klingt an humus (Erdreich) deutlich an.

Und hier schließt sich der Kreis ganz wunderbar: wenn eine weibliche Seele es durch Übung und Gnade zur wahren Tugend der Demut gebracht hat, so findet sie mit einem Mal die heiligen Maße des Gesetzes unmittelbar in sich, denn sie hat dem Willen Gottes den Weg völlig freigegeben. Merkmal der echten Demut aber ist es, daß sie sich trotzdem nicht vom äußern Gesetze emanzipiert, sich nicht über das Haupt erhebt, sondern im Gegenteil, wie Maria, sich mit aller Selbstverständlichkeit ihm unterwirft. Je königlicher das Herz, desto magdlicher die Haltung, nicht als Ergebnis einer Bedürftigkeit, sondern als Ergebnis eines überfließenden Reichtums an Liebe.

Wenn aus dem stillen Dienen unseres Herzens die Gerechtigkeit des Hauptes erblühen soll, können wir da noch daran denken, uns aufzuspielen und laut zu werden, um nach der Larve einer mißverstandenen Würde zu langen, nach dem Banner einer mißverstandenen Freiheit? Wir können es nicht, wenn nur ein Funken reiner Liebe in uns ist. Und auf das „Liebenkönnen“ meinen wir uns ja immer zu verstehen. — Liebe, in ihrer breiten Entfaltung zwischen Menschenmütterlichkeit und Gotteskindschaft sagt: Ich will dienen, ich will sorgen, ich will die Lasten tragen.

Die Frauen, die dem Heiland von Galiläa nach Jerusalem folgten, obwohl sie nicht mit Namen gerufen und nicht mit Ämtern betraut waren, hatten es ungleich schwerer als wir, ihre Sendung zu erfüllen. Mit nichts als ihrer ahnenden Liebe gingen sie den Weg über das Sorgen und Dienen in das Dämmern des Abends hinein, bis in die Nacht des Stehens unter dem Kreuze. Wir können mit dem Stehen unter dem Kreuze beginnen und können durch einen Aufblick zu diesem furchtbarsten Geheimnis des hilflos preisgegebenen Gottesohnes unsere Liebe wissend machen und im Morgenrot der Auferstehung mit ungleich größerer Hilfe und Zuversicht versuchen, in einer Welt, die so sehr der Liebe und Demut bedarf, unsere Sendung zu erfüllen.

Oda Schneider.